



DER UNSICHTBARE KAMPF

EIN GEBET IST EINE MÄCHTIGE WAFFE



CHRIS FABRY

ROMAN NACH DEM FILM **WAR ROOM**

BRUNNEN

Chris Fabry

DER UNSICHTBARE KAMPF

EIN GEBET IST EINE MÄCHTIGE WAFFE

Roman nach dem Film War Room

Deutsch von Beate Zobel

 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

Originally published in the U.S.A. under the title:
War Room, by Chris Fabry
Copyright © 2015 by Chris Fabry
German edition © 2016 by Brunnen Verlag Gießen
with permission of Tyndale House Publishers, Inc. All rights reserved.

Titel der US-amerikanischen Originalausgabe: *War Room*
Copyright © 2015 Chris Fabry
Deutsche Ausgabe © 2016 Brunnen Verlag Gießen
mit Einverständnis von Tyndale House Publishers, Inc.
Alle Rechte vorbehalten.

Wenn nicht anders angegeben, folgen die Bibelstellen dem Bibeltext
der Neuen Genfer Übersetzung – Neues Testament und Psalmen.
Copyright © 2011 Genfer Bibelgesellschaft.
Wiedergegeben mit freundlicher Genehmigung. Alle Rechte vorbehalten.

Weitere verwendete Übersetzungen:
Hfa – Hoffnung für alle®, Copyright © 1983, 1996, 2002, 2015
by Biblica, Inc.®. Verwendet mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers
Fontis – Brunnen Basel.
ELB – Revidierte Elberfelder Bibel © 1985/1991/2006
SCM-Verlag GmbH & Co. KG, Witten.

© 2016 Brunnen Verlag Gießen
Lektorat: Konstanze von der Pahlen
Umschlagfoto: David Whitlow (AFFIRM Films/Provident Films)
Umschlaggestaltung: Jonathan Maul
Satz: Uhl + Massopust GmbH, Aalen
Druck: Hubert & Co., Göttingen
ISBN Buch 978-3-7655-2070-9
ISBN E-Book 978-3-7655-7442-9

www.brunnen-verlag.de



MISS CLARA

Erleichtert atmete die alte Dame auf, als ihr Auto in der Parklücke sicher zum Stehen kam. Langsam stieg sie aus, lief die alten Wege zwischen den Gräbern und Grabsteinen entlang. Einigen bekannten Namen nickte sie fast unmerklich zu. Ihre Erinnerung an die Gesichter der Verstorbenen war oft schon verblasst. Zielsicher ging sie dem Grabstein entgegen, auf dem der Name Williams stand. Dort blieb sie stehen, strich über die glatte Oberfläche und atmete mit geschlossenen Augen den vertrauten Duft frischer Erde ein. Heute gesellte sich noch der Geruch von herannahendem Regen dazu.

„Ach, Leo, du hast den Regen immer geliebt“, begann sie laut zu reden. „Ja, du hast ihn sehr geliebt.“

Clara Williams wusste, dass sie im Grunde nur Selbstgespräche führte. Trotzdem bedeuteten diese Besuche am Grab ihres Mannes ihr viel. Nein, seine Seele war nicht hier, nicht in der feuchten Erde, unter dem saftigen Gras. Aber es war schön herzukommen. Hier schüttete sie ihr Herz aus, die Vergangenheit wurde greifbar. Zu Hause konnte sie alte Fotografien von Leo in seiner Armeeuniform betrachten und ein paar verknickte Bilder, die er immer bei sich getragen hatte, seit er aus dem Vietnamkrieg zurückgekehrt war. Die Fotos brachten ihr ihren Mann wieder etwas näher. Aber nichts tat so gut wie über den

Grabstein zu streichen und mit den Fingern seinen Namenszug nachzufahren.

Clara hatte keine Vorstellung vom Krieg, ihr einziger Bezug dazu waren die verblichenen Bilder ihres Mannes. Es war ihr unerklärlich, wie man Kriegsfilme anschauen konnte. Am allerwenigsten konnte sie Dokumentationen über militärische Auseinandersetzungen ertragen. Wenn im Fernsehen solche Berichte kamen, wechselte sie schnell den Sender.

Doch es gab ein Schlachtfeld, auf dem Clara Williams sich auskannte: das Schlachtfeld der unsichtbaren Welt. In diesem Krieg, der täglich in jedem menschlichen Herzen tobte, gab es weder Kugeln noch Bomben; hier wurde mit anderen Waffen gekämpft und es wurden andere Strategien verfolgt.

Claras Gedanken wanderten wieder zu ihrem Mann zurück. Sie sah ihn vor sich, wie er sich damals über Karten und Koordinaten gebeugt hatte. Was waren die Absichten des Feindes? Wie konnten sie ihm standhalten? Sollten sie Verstärkung anfordern? Genau wie die anderen Männer in seiner Truppe war er verschwitzt, müde und voller Angst. Auch lange nach seinem Tod hörte Clara immer wieder von seinen Kameraden, wie tapfer sich Leo für seine Truppe eingesetzt hatte.

„Wir brauchen auch heute solche Männer wie dich, Leo, Männer mit Rückgrat und einem Herzen aus Gold“, murmelte sie, während ihre Hand gedankenverloren über den Stein glitt.

Doch Leos Herz hatte schon in jungen Jahren aufgehört zu schlagen. Ganz unerwartet war er gegangen und hatte Clara und ihren zehnjährigen Sohn zurückgelassen. Sie war erst Mitte dreißig gewesen und hatte geglaubt, noch unendlich viel Zukunft mit Leo zu haben. Aber plötzlich war die gemeinsame Zeit für immer vorbei und Clara von einem Tag auf den anderen allein.

Langsam kniete sich die grauhaarige Dame neben den Grabstein und riss das Unkraut heraus. Vierzig Jahre war es her, dass sie mit ihrem weinenden Jungen am frischen Grab gestanden hatte.

„Du würdest staunen, wenn du Clyde sehen könntest“, sprach sie jetzt weiter. „Er sieht dir so ähnlich. Wenn er redet, klingt er wie du. Er hat viele Eigenheiten von dir und lacht dieses tiefe, frohe Lachen wie du. Ich wünschte, du würdest ihn sehen, er ist ein richtiger Mann!“

Damals, als er seinen Vater verloren hatte, war Clyde noch so klein gewesen. „Mama, warum sterben Menschen?“, hatte er mit heller Stimme gefragt.

„Alle Menschen müssen sterben. Danach kommt das Gericht. So steht es in der Bibel“, war Claras schnelle und oberflächliche Antwort gewesen. Doch ein Blick in sein kleines Gesicht verriet ihr, dass Clydes Frage damit nicht beantwortet war. Sie hatte genau an dieser Stelle hier gekniet, während sie versuchte, ihm die ganz großen Zusammenhänge zu erklären.

„Eigentlich weiß ich auch nicht, warum wir sterben müssen“, räumte sie ein. „Das war sicher nicht Gottes ursprünglicher Plan. Irgendwie ist es anders gekommen. Aber Gott ist groß genug, um auch daraus etwas Gutes zu machen. Weißt du, es gibt eine unsichtbare Welt, von der wir wenig wissen, doch in der vieles geschieht.“

Mit Tränen in den Augen sah Clyde sie an. Clara umarmte den Jungen und weinte mit ihm. Mit jeder weiteren Frage, die er stellte, zog sie ihn fester an sich. Ihre Worte stiegen hinauf in die Wolken und wurden vom Wind fortgetragen. Ihr war, als wäre das alles erst gestern gewesen.

„Irgendwie konnte ich mir nie vorstellen, dass auch ich älter werden würde“, sagte sie weiter zu ihrem Mann und sah nachdenklich auf ihre faltigen Hände. „Ich habe einfach immer weitergelebt und versucht, das Beste aus allem zu machen. Dabei sind vierzig Jahre vergangen. Gott hat mir vieles gezeigt und ich habe einiges gelernt.“

Damit richtete sie sich wieder auf und klopfte die Erde von ihren Knien. „Ach, Leo, ich wünschte, ich könnte die Zeit zurückdrehen und manches anders machen. Aber jetzt ist es so, wie es ist. Gut zu wissen, dass es dir gut geht. Bald werde ich auch bei dir sein.“

Ein paar Minuten lang gab sie sich noch ihren Erinnerungen hin, dann lief sie zurück zu ihrem Wagen. In einiger Entfernung stritt sich ein Paar. Clara verstand nicht, worum es ging, doch am liebsten wäre sie zu den beiden gegangen und hätte sie zurechtgewiesen. Sahen sie die Grabsteine nicht? Sie kämpften an der falschen Front gegen den falschen Feind. Gern hätte sie ihnen den wahren, unsichtbaren Feind gezeigt, den man nur mit vereinter Kraft und ganzer Anstrengung besiegen konnte.

Die Streithähne stiegen in ein Auto und fuhren weg. Als auch Clara ihren Wagen erreichte, atmete sie schwer. „Komisch, dieser Friedhof erscheint mir immer größer. War der Weg zum Grab schon immer so lang?“

Da klang aus weiter Ferne das leise Lachen ihres Geliebten an die Ohren ihres Herzens.

KAPITEL 1

Schon auf den ersten Blick registrierte Elizabeth Jordan zahlreiche Mängel an dem Haus, das sie verkaufen sollte. Die Gartengestaltung ließ zu wünschen übrig, die Steinplatten in der Einfahrt hatten Risse und neben der Garage tropfte es aus der Regenrinne. Während sie den Klingelknopf drückte, bemerkte sie die abgeblätterte Farbe am Fenstersims. Ihr entging nichts. Die gute Präsentation eines Objektes war für ihren Job enorm wichtig. Schließlich gab es für den ersten Eindruck keine zweite Chance.

Dann fiel Elizabeths Blick auf ihr Spiegelbild in einer Fensterscheibe. Unwillkürlich straffte sie die Schultern und zupfte an ihrem dunklen Jackett. Sie hatte die Haare streng aus dem Gesicht gekämmt und betonte damit ihre kräftige Nase und die hohe Stirn.

Ihren Stammbaum konnte Elizabeth hundertfünfzig Jahre weit zurückverfolgen. Vor zehn Jahren war sie mit ihrem Mann und ihrer Tochter zu der Plantage in den Süden des Landes gefahren, auf der ihre Urururgroßmutter einst gelebt hatte. Die kleine Hütte war wieder aufgebaut worden, andere Behausungen ebenfalls. Der Farmer hatte landesweit nach den Nachkommen der Sklaven gesucht, die einst hier gelebt und gearbeitet hatten. Als Elizabeth die Hütte betrat, fühlte sie plötzlich eine überraschende Verbundenheit mit ihren Vorfahren. Sie musste gegen die Tränen ankämpfen, während sie an deren schweres Schicksal dachte. Aufgewühlt hielt sie ihre Tochter an sich gepresst. Wie dankbar war sie für die Kraft, mit der die Sklaven damals durchgehalten hatten. Sie war dankbar für dieses Erbe und für die Chancengleichheit, die sich den Schwarzen heute bot. Wer hätte das damals gedacht?

Geduldig wartete Elizabeth an der Tür. Die Frau, die jetzt öffnete, war nur wenig jünger als sie selbst. Elizabeth lächelte sie an. „Melissa Tabor“, stellte diese sich vor und sagte dann in das Telefon, das sie zwischen Kopf und Schulter geklemmt hatte: „Mama, ich muss Schluss machen.“ Sie hatte einen Karton im Arm, mit Küchenutensilien gefüllt. Dann rief sie ins Innere des Hauses: „Jason und David, hört mit dem Ballspielen auf und kommt mal her!“

Elizabeth hatte schon die Arme ausgestreckt, um der Frau zu helfen, doch dann duckte sie sich gerade noch rechtzeitig, um dem Ball auszuweichen, der haarscharf an ihrem Kopf vorbei nach draußen flog. Sie lachte.

„Oh, entschuldigen Sie bitte“, stöhnte Mrs Tabor verlegen, „Sie sind bestimmt Elizabeth Jordan?“

„Ja, das bin ich.“

„Wir sind schon beim Packen“, entschuldigte sich die junge Frau und hätte dabei fast den Karton fallen gelassen.

„Kein Problem. Kann ich Ihnen den abnehmen?“

Ein Mann mit einer Aktentasche und einem dicken Ordner unter

dem Arm schob sich jetzt an den beiden Frauen vorbei. „Schatz, ich muss um zwei Uhr in Knoxville sein. Aber mit dem Kleiderschrank bin ich fertig geworden.“ Er hielt einen Teddybär in der Hand, den er nun in den Karton mit den Küchensachen fallen ließ. „Der war im Kühlschrank.“

Dann erst wandte er sich Elizabeth zu. „Immobilienmaklerin?“ Seine Stimme war voll kindlichem Stolz. Er kannte ihren Namen zwar nicht, aber ihre Tätigkeit hatte er richtig erraten.

„Software-Vertriebler im Außendienst?“, konterte Elizabeth.

„Woher wissen Sie das?“, staunte der Mann.

„Steht auf Ihrem Ordner hier.“ Elizabeth lächelte. Eine scharfe Beobachtungsgabe und Schlagfertigkeit waren wichtige Eigenschaften für eine gute Maklerin. Ständig versuchte sie sich darin noch zu verbessern und schnell mit anderen Menschen warm zu werden. Doch am meisten übte sie das mit ihrem eigenen Ehepartner.

Überrascht las der Mann, was auf seinem Ordner stand, grinste und nickte, sichtlich beeindruckt von ihr.

„Es tut mir leid, dass ich jetzt gehen muss. Meine Frau wird Ihnen das Haus zeigen und alle Fragen beantworten. Uns ist bewusst, dass hier das Chaos herrscht. Aber Melissa und ich haben beschlossen, das auf die Kinder zu schieben.“ Augenzwinkernd wandte er sich seiner Frau zu: „Ich rufe dich heute Abend an.“

„Danke, Schatz“, antwortete Melissa und küsste ihn, immer noch den großen Karton im Arm balancierend. Ihr Mann eilte nach draußen, am Ball der Jungen vorbei, und fuhr davon.

„Ich kenne das“, sagte Elizabeth. „Mein Mann ist auch im Außendienst. Er arbeitet im Pharmabereich.“

„Oh“, nickte Mrs Tabor, „wird ihm die Fahrerei auch manchmal zu viel?“

„Den Eindruck habe ich nicht. Ich glaube, er fährt gerne, weil er dabei seinen Gedanken nachhängen kann. Das ist für ihn besser, als den ganzen Tag in einem Büro zu sitzen.“

„Und Sie besichtigen Häuser und verhandeln mit Menschen, bei denen alles im Umbruch ist?“

Elizabeth nickte und die beiden lächelten sich an.

Während Elizabeth das Haus betrat, notierte sie in Gedanken ein ganzes Dutzend Mängel, die unbedingt behoben werden mussten, ehe sie mit einem Interessenten wiederkommen konnte. Aber sie ließ sich nichts anmerken; dazu sah sie in dem Gesicht der jungen Frau zu viele Anzeichen von Überlastung, vielleicht sogar Angst.

„Wissen Sie, dass ein Umzug genauso belastend sein kann wie eine Scheidung oder ein Todesfall?“, versuchte sie auf Melissas Verfassung einzugehen und legte eine Hand auf ihren Arm. „Und Sie hatten diesen Stress in den letzten Jahren schon öfter, stimmt’s?“

Melissa nickte. „Wir können immer auf dieselben Kartons zurückgreifen.“

Elizabeth sah mitfühlend drein, während sie den Defekt an der Klingel registrierte. „Sie werden es auch dieses Mal wieder schaffen.“

In dem Moment kam ein Junge mit hellblonden Haaren die Treppe heruntergeflitzt. Ein zweiter Junge, der einen Tennisschläger schwang, war ihm dicht auf den Fersen. Beide mochten ungefähr im Alter von Elizabeths Tochter sein und waren voller Energie.

„Hoffentlich haben Sie recht“, seufzte die Frau und sah müde hinter ihren Söhnen her.



Tony Jordans Tag begann in Raleigh in einer Suite der gehobeneren Preisklasse. Er war schon früh auf und beschloss, zunächst in den Fitnessraum des Hotels zu gehen. Um fünf Uhr morgens trainierte dort kaum jemand. So hatte er es gern. Nach dem Work-out duschte er, zog seinen Anzug an und fuhr mit dem Aufzug hinunter zum Frühstücksbüfett, wo er sich eine Schale Obst und ein Glas Saft nahm. Andere Hotelgäste bedienten sich an Marmelade, Waffeln und gezucker-

ten Müslis. Aber Tony wollte fit bleiben. Um beruflich erfolgreich zu sein, musste er immer in Topform sein. Solange er gesund war, konnte er alles erreichen.

Beim Verlassen des Hotels sah er in den Spiegel. Sein krauses Haar hatte genau die richtige Länge. Hemd und Krawatte saßen perfekt, Nacken und Rücken wirkten muskulös und belastbar. Der Schnurrbart auf der Oberlippe sah gepflegt aus, ebenso wie der kleine Spitzbart am Kinn. Er war durchaus zufrieden mit seinem Spiegelbild und das strahlte er auch aus. Beim Gedanken an den Termin, den er gleich haben würde, setzte er ein breites Lächeln auf und streckte seine Hand zum Spiegel hin: „Guten Tag, Mr Barnes.“

Als Afroamerikaner war er sich schmerzlich bewusst, dass seine weißen Mitarbeiter und Konkurrenten ihm immer überlegen waren. Nicht dass sie fähiger gewesen wären oder besser reden konnten als er, nein, es lag allein an der Farbe seiner Haut. Ob er sich das nur einbildete oder ob es wirklich so war, wusste er nicht genau. Wer weiß schon, was in den Köpfen anderer vor sich geht? Aber er kannte die irritierten Blicke und das kurze Zögern beim Händeschütteln, wenn andere ihm zum ersten Mal persönlich begegneten.

Besonders war ihm das im Verhalten seines Vorgesetzten aufgefallen, Tom Bennett, dem stellvertretenden Geschäftsleiter von Brightwell. Er gehörte zu den Weißen, die genug Kontakte hatten, um an gehobene Positionen zu kommen und schnell befördert zu werden. Tom Bennett hatte sich mit atemberaubender Geschwindigkeit nach oben gearbeitet. Von Anfang an bemühte sich Tony, ihn mit seinem Verkaufserfolg und einem selbstsicheren Auftreten zu beeindrucken, das seinem Chef vermittelte: *Ich packe das, Sie können mir vertrauen!* Aber bis jetzt hatte es noch nicht den Anschein, als ob er ihn von sich hätte überzeugen können. Ob das vielleicht auch an seiner Hautfarbe lag?

Tony konnte nichts dagegen tun, außer seinen Ehrgeiz einzusetzen. Er wollte mehr arbeiten, bessere Geschäftsabschlüsse erzielen und alle

in ihn gesetzten Erwartungen übertreffen. Doch tief innen saß der Stachel. Es war nicht fair. Menschen, die mit heller Haut geboren waren, mussten sich keine solchen Gedanken machen.

Heute hieß Tonys Herausforderung Holcomb. Er war ein schwieriger Kunde und es würde nicht leicht sein, ihm etwas zu verkaufen. Aber welcher Kunde war nicht schwierig? Auch die scheinbar leichten Abschlüsse brauchten viel Vorbereitungszeit, Wissen und einen wachen Blick. Genau das war Tonys Kapital. Er hatte ein enormes Namensgedächtnis und auch die privaten Details, die die Kunden ihm erzählten, konnte er sich mühelos einprägen. Deshalb hatte er jetzt einen Golfschläger der Firma Ping im Kofferraum.

Calvin Barnes würde schlucken, wenn er ihm den Golfschläger überreichen würde. Das sollte er auch. Tony hatte dafür ein paar Hundert Dollar ausgegeben. Aber das war nicht viel, gemessen an dem Triumph, wenn er seinem staunenden Chef den großen Vertragsabschluss präsentieren würde.

Das Besprechungszimmer von Holcomb war geschmackvoll eingerichtet. Es roch nach Leder. Tony legte seinen Probenkoffer auf den rötlichen Holztisch. Er wusste, durch welche Tür Calvin Barnes gleich eintreten und von welcher Seite er auf ihn zugehen würde. Entsprechend lehnte er den Golfschläger an den Stuhl links von ihm, sodass er zunächst nicht zu sehen war. Dann nahm er ihn noch einmal in die Hand und platzierte ihn so, dass der Griff hinter dem Stuhl hervorschaute. Doch als er Stimmen näher kommen hörte, änderte Tony seine Meinung erneut und legte den Schläger flach auf den Fußboden. Es war besser, diskret zu sein.

Mr Barnes betrat in Begleitung eines weiteren Mannes den Raum. Tony kannte das zweite Gesicht, aber an den Namen erinnerte er sich nicht. Er erstarrte, versuchte aber sich zu entspannen und seine Gedächtnisstützen abzurufen. Als er ihm zuletzt begegnet war, hatte er sich den Mann vor der Philharmonie vorgestellt, mit einem breitkremigen Strohhut auf dem Kopf, der ihn an John Deere erinnerte. Der

Hut – das war der Familienname, Dearing! Aber was hatte er sich mit dem Konzerthaus merken wollen – der Philharmonie?

„Tony, erinnern Sie sich an ...“

„Phil Dearing“, unterbrach Tony ihn und reichte dem Mann die Hand. „Ich freue mich, Sie wiederzusehen.“

Mr Dearing starrte ihn überrascht an, dann schüttelte er mit einem anerkennenden Lächeln Tonys Hand.

Mr Barnes lachte laut auf. „Super, danke! Ich hatte mit Phil um zwanzig Dollar gewettet, dass Sie seinen Namen noch wissen ...“ Im selben Augenblick fiel sein Blick auf den Golfschläger. „Was haben wir denn da?“

„Davon hatte ich Ihnen letztes Mal erzählt, Mr Barnes“, sagte Tony. „Ich wäre sehr überrascht, wenn Sie Ihre Schlaglänge damit nicht um mindestens dreißig Meter erweitern würden. Sie müssen den Ball nur mittig treffen, der Rest geht dann wie von selbst.“

Mr Barnes bückte sich nach dem Schläger. Er war ein ambitionierter Spieler und plante seinen Altersruhesitz in der Nähe der großen Golfanlagen in Florida. Wenn er bei jedem Schlag dreißig Meter weiter spielen könnte, würde das seine Punktebilanz erheblich verbessern. Wahrscheinlich könnte er den 18-Loch-Platz schon bald mit 70 statt mit 72 Schlägen spielen, langfristig vielleicht sogar noch weniger.

„Grifflänge, Gewicht, Gewichtung und Balance des Schlägerkopfes – alles ist perfekt!“

Tony beobachtete, wie Mr Barnes den Golfschläger bewunderte. Die Unterschrift des Kunden war ihm sicher, so viel stand fest. Er brauchte seinen Musterkoffer gar nicht mehr zu öffnen.

Als die Dokumente unterzeichnet wurden, stand Tony in seiner ganzen stattlichen Länge neben Barnes. Er wusste, dass sein athletischer Körper in dem Anzug perfekt zur Geltung kam.

„Nächstes Mal nehme ich Sie zum Golfen mit“, meinte Mr Barnes.

„Vielen Dank“, lächelte Tony, „ich spiele sehr gerne Golf.“

„Danke, dass Sie den weiten Weg auf sich genommen haben, und das schon so früh am Morgen.“

„Das ist kein Problem. Ich bin ein Frühaufsteher und fahre gern.“

„Tony, wir schätzen Sie sehr als unseren Geschäftspartner. Bitte grüßen Sie auch Ihren Chef, Tell Coleman, von uns.“

„Ich werde es ausrichten, danke sehr.“

„Ach ja und vielen Dank für den neuen Schläger.“

„Ich wünsche Ihnen viel Spaß damit!“ Tony reichte den beiden die Hand. „Meine Herren, Sie hören von mir.“

Er schwebte fast aus dem Raum. Das hier war viel mehr, als nur etwas verkauft zu haben. Als er schon am Fahrstuhl stand, hörte Tony immer noch, wie Calvin Barnes von seinem Golfschläger schwärmte und laut überlegte, ob er sich nicht freinehmen sollte, um am Nachmittag auf dem Golfplatz zu sein. Während Tony auf den Fahrstuhl wartete, zog er sein Smartphone aus der Tasche, um zu sehen, welche Nachrichten er in der letzten Stunde verpasst hatte. Während der Verkaufsgespräche blieb das Handy grundsätzlich aus. Das zählte zu seinen Prinzipien: Dem Kunden gehörte seine ungeteilte Aufmerksamkeit. Er musste das Gefühl haben, die einzig wichtige Person auf dem ganzen Planeten zu sein. Er hatte absolute Priorität, immer und unter allen Umständen.

In diesem Moment kam eine junge Frau die weiße Treppe herab. Sie trug eine Ledermappe und lächelte Tony zu. Er ließ das Handy in die Jacketttasche gleiten und lächelte zurück.

„Aha, Sie haben also etwas verkauft.“

Er nickte selbstbewusst. „Selbstverständlich.“

„Ich bin beeindruckt. Die meisten Vertreter, denen ich hier begegne, schleichen sich niedergeschlagen davon.“

Tony streckte ihr die Hand entgegen. „Ich bin Tony Jordan.“

„Veronica Drake“, sagte sie und erwiderte seinen Händedruck. Tony hielt ihre gepflegte Hand einen Augenblick länger fest als nötig. „Ich bin die Sekretärin von Mr Barnes und werde bei der Abwicklung des Geschäfts Ihre Ansprechpartnerin sein.“

Veronica reichte Tony ihre Visitenkarte und strich dabei kurz an seiner Hand entlang. Es war nur eine winzige Berührung, aber Tony spürte ihre Zuwendung, ihre Offenheit. Veronica war eine schlanke, temperamentvolle Frau. Tony sah sich mit ihr in einem Restaurant sitzen, gutes Essen, gepflegte Unterhaltung ... dann an einem offenen Kamin, sie lag in seinen Armen, ihre Lippen kamen immer näher ...

„Dann sehen wir uns in zwei Wochen, wenn ich wieder in der Gegend bin“, lächelte er warm.

„Ich freue mich darauf“, erwiderte Veronica sein Lächeln und Tony wusste, dass sie meinte, was sie sagte.

Während er noch hinter ihr herblickte, holte der Signalton seines Handys ihn aus seinen Gedanken. Ein Blick auf das Display genügte. Mitteilung der Bank. Es war Geld abgehoben worden. Fassungslos starrte Tony auf die Nachricht, während Wut in ihm aufstieg. Gerade hatte er den größten Deal seit Monaten gemacht, einen Vertragsabschluss, auf den er lange und intensiv zugearbeitet hatte. Und noch ehe er richtig Zeit hatte, sich über seinen Erfolg zu freuen, verschleuderte seine Frau das Geld.

„Die macht mich fertig“, stöhnte er.



Elizabeth saß auf dem weißen Sofa, das am Fußende des Ehebettes stand, und rieb sich ihre schmerzenden Füße. Der Kontakt mit der neuen Kundin war zufriedenstellend verlaufen, sie hatten eine Liste aller notwendigen Reparaturen erstellt und die nächsten Schritte gedanklich vorbereitet und notiert. Die beiden Söhne von Melissa Tabor hatten das Gespräch ziemlich erschwert, doch das war für Kinder in diesem Alter normal. Kinder störten immer beim Immobilienhandel, das kannte Elizabeth schon.

Es war ein langer Tag gewesen. Am Nachmittag hatte sie einen weiteren Termin gehabt, nun wartete sie auf Danielle, die gleich von der

Schule kommen würde. Es war der letzte Schultag vor den Ferien. Am liebsten hätte Elizabeth sich ins Bett gelegt und bis zum nächsten Tag geschlafen, aber das ging natürlich nicht. Es gab immer noch so viel zu tun.

„Mama?“

Elizabeth wollte nicht aufstehen, die Füße taten ihr weh. „Ich bin hier, Danielle!“

Ihre Zehnjährige kam herein. Sie hielt etwas hinter dem Rücken versteckt. Im letzten Jahr war sie mehrere Zentimeter gewachsen, lang und dünn sah sie aus, hoch aufgeschossen und zart. Ein schmales, lilafarbenes Haarband betonte ihr hübsches Gesicht. Elizabeth erkannte Tonys breites Lächeln und seine sprühenden Augen darin.

Aber sie sah auch Trauer und Unsicherheit.

„Ich habe mein Zeugnis bekommen“, seufzte sie, „aber ich habe eine Drei.“

Elizabeth nahm das Blatt und überflog Fächer und Noten, während Danielle ihre Schultasche in die Ecke warf und sich neben ihrer Mutter aufs Sofa fallen ließ.

„Wie schön, du hast ja in allen Fächern Einsen oder Zweien!“, staunte Elizabeth. „Die eine Drei in Mathe ist nicht schlimm. Das Zeugnis ist super. Und jetzt hast du erst mal Ferien!“ Elizabeth legte den Arm um ihre Tochter. „Bitte, Liebling, ich habe den ganzen Tag in diesen furchtbaren Stöckelschuhen gesteckt, deckst du den Tisch für uns? Wenn Papa da ist, zeigst du ihm dein Zeugnis, ja?“

„Wird er böse sein wegen der Drei?“ Angst schwang in der Stimme des Kindes mit und Elizabeth sah ihr forschend ins Gesicht.

„Schatz, egal was Papa gleich sagen wird, eine Drei ist keine schlechte Note und du hast nur eine einzige davon. Das Zeugnis ist toll, glaub mir das!“

Die Worte galten nicht nur Danielle, auch sich selbst ermutigte Elizabeth damit, wusste sie doch, dass ihr Mann das anders sehen würde als sie.

Danielle nahm seufzend das Zeugnis und ging. Elizabeth war wieder allein.

Vielleicht sollte sie nach draußen gehen und auf Tony warten, ihn vorbereiten, ermahnen, bitten, das Mädchen nicht zu kritisieren, sondern zu ermutigen? Er sollte das Gute sehen und sich über die vielen Einsen freuen. Danielle war nicht perfekt, aber sie hatte für dieses Zeugnis sein Lob verdient.

Müde schlurfte Elizabeth in die Küche, um Abendessen zu machen. Im einen Topf kochte sie Spaghetti, im anderen rührte sie die Tomatensoße an.

Während sie das Nudelwasser beobachtete, das in heißen Blasen an die Oberfläche stieg, spürte sie einen Widerhall in ihrer Seele, als kochte und blubberte es auch in ihr. Was war das? War es Unruhe oder Sehnsucht? Wonach? Oder Angst? Konnte man vom Leben mehr erwarten als das, was sie hatte? War Ehe im Allgemeinen ebenso? Vielleicht musste sie es einfach hinnehmen, dass sie und ihr Mann sich nur gelegentlich begegneten? Immerhin hatte es berufliche Gründe, zumal er doch im Außendienst war. Wenn da nur nicht dieses unbestimmte Gefühl gewesen wäre, als ob ihr etwas fehlte. Eigentlich hatte sie sich von ihrer Ehe mehr erhofft als ein schönes gemeinsames Haus und seltene, kurze Begegnungen mit ihrem Mann.

Ihre Ehe war nicht schlecht. Sie lebten nicht so wie viele Promis, die von einer Beziehung in die nächste schlitterten. Zum Glück stritten sie sich auch nicht so wie die Nachbarn am Ende der Straße, bei denen regelmäßig Geschirr zu Bruch ging. Sie hatten eine hübsche, gemeinsame Tochter und beide beruflichen Erfolg. Tony verhielt sich in letzter Zeit zwar oft distanziert und sie hatten sich auch etwas auseinandergelebt, aber war das nach so vielen Ehejahren nicht normal?

In dem Jahr vor der Hochzeit hatte Tony viel mit ihr geredet, er hatte sich sehr um sie bemüht. Doch kaum hatten sie sich das Jawort gegeben, versiegte sein Redefluss und Gespräche wurden eine Seltenheit. Wie oft hatte sie sich damals gefragt, was sie tun könnte, um ihn

wieder zum Reden zu bringen. Aber es half alles nichts, er sprach kaum noch mit ihr.

Elizabeth machte gerade den Salat und Danielle legte die Servietten auf den Tisch, als das Garagentor quietschte. Von Jahr zu Jahr war das Geräusch lauter geworden. Hätte Elizabeth dieses Haus verkaufen müssen, dann hätte sie das Garagentor als Erstes repariert. Aber Tony störte es nicht.

Genau wie in der Ehe – da störte ihn auch so vieles nicht.

„Danielle, ich glaube, Papa kommt.“